

Kalkutta - jenseits von Apokalypse und "Wiedergeburt"

von Thomas Bärthlein

Keine andere Stadt der Welt hat einen derart schlechten Ruf hier - und das auch noch völlig zu Unrecht. Sucht man nach den Gründen, die Kalkutta in den Köpfen unserer Mitmenschen nur als Chiffre für unvorstellbares Elend vorkommen lassen, kommt man nicht an Mutter Teresa vorbei. Zwar hat sie nicht absichtlich das Image der Stadt ruiniert, doch die Verklärung ihres Wirkens ist nicht nur symptomatisch für rückwärtsgewandte Tendenzen innerhalb der katholischen Kirche; sie verweist auch auf ein weiter verbreitetes Bedürfnis: Ein hinter Unwissenheit und Desinteresse latent ruhendes schlechtes Gewissen findet darin seinen Ausdruck. Es ist einfach, schockiert und mitleidig auf Armut in der "Dritten Welt" zu reagieren, weil solche Reaktionen keinen Dialog mit den Betroffenen verlangen. Die Armen sind stumme Objekte unserer Barmherzigkeit, wo politisches Denken und ein Mindestmaß an Respekt und Offenheit für eine andere Kultur fehlen. So hat das Kalkutta-Bild in Europa und Deutschland, zementiert durch Bücher wie Dominique Lapierras "Stadt der Freude" oder Günter Grass' "Zunge zeigen", viel mit provinzieller Beschränktheit ("Eurozentrismus" klingt noch viel zu intellektuell dafür), aber wenig mit Kalkutta zu tun.



Kalkutta - "Stadt der Freude" (Fotos: Walter Keller)

Es ist eben alles eine Frage der Perspektive. Wer jemals aus den gar nicht so weit entfernten Armutsregionen im ländlichen Bihar oder dem in mancher Hinsicht vernachlässigten Nordosten Indiens in der Hauptstadt Westbengalens eingetroffen ist, hat einen anderen Eindruck, als wer aus Lübeck eingeflogen kommt. Ein in Paris jüngst erschienen Buch, Jean-Luc Racines "Calcutta 1905-1971", läßt immerhin Hoffnung aufkommen, daß Kalkutta auch in der deutschsprachigen Öffentlichkeit bald differenzierter wahrgenommen wird. Racine läßt vor allem bengali-

sche Sichtweisen zu Wort kommen, thematisiert aber auch in Europa vorherrschende Vorurteile.

Die bengalischen oberen Mittelschichten, die "bhadralok", zum größten Teil aus den oberen Hindu-kasten der Brahmanen und Kayasths stammend und erstaunlicherweise meistens irgendwie untereinander bekannt, haben ihr eigenes Bild der Stadt: Kalkutta habe eine "Seele" - im Gegensatz zu Delhi etwa, wo alle nur ans Geldverdienen dächten, hört man unweigerlich von ihnen. Das vor allem von diesen Gruppen getragene kulturelle Leben, das Günter Grass nur irri-

tierte, ist gewiß eindrucksvoll. Kalkutta ist groß geworden mit dem Kolonialismus, und die Intellektuellen der Stadt haben im neunzehnten Jahrhundert wie nirgendwo sonst in Indien mit der kreativen Aneignung westlicher Ideen experimentiert. Die Generation der "bengalischen Renaissance" steht für ein breites Spektrum dieser interkulturellen Synthesen, in denen die meisten Denkansätze unseres Jahrhunderts ihre Wurzeln haben. Der Name Rabindranath Tagores, der in diesem Umfeld groß wurde, muß kaum genannt werden. Doch egal in welches kulturelle Feld man sieht, überall ist der enorme Beitrag Kalkuttas sichtbar. Die bedeutendsten Filmregisseure Indiens, Satyajit Ray, Ritwik Ghatak und Mrinal Sen, waren hier tätig. Das Theater, sei es in Bengali oder Hindi, wirkt weit über die Grenzen der Stadt hinaus. Die intellektuelle Diskussion ist vor allem bemerkenswert weltoffen - wer sich als Deutscher mit Brecht, Nietzsche, dem hier hochgeschätzten Karl Marx, aber auch aktuellen Entwicklungen im Theater oder der Lyrik in Deutschland nicht auskennt, kann sich leicht blamieren. Man stelle sich das umgekehrt vor! Eine Besonderheit der Intellektuellen-Szene Kalkuttas sind ihre "little magazines", im Selbstverlag herausgebrachte Publikationen kleiner Gruppen, die aber schnell durchaus vom Establishment ernstgenommen werden.

Und doch ist Kalkutta mehr. Wie jede Stadt, die etwas auf sich hält, stellt sich auch diese als in zwei Hälften geteilt vor: Dem gutbürgerlichen Süden, der als eingebildet verrufen ist, steht der enge, lebendigere Norden gegenüber. Vor allem dort ist Kalkutta multikulturell wie jede indische Großstadt. Man durchstreift Gassen, in denen die Geschäfte in Gujarati beschriftet sind, dann Viertel, in denen die Marwari-Händler aus Rajasthan dominieren. Muslimische Straßenzüge gehen über in die alte Chinatown im Zentrum der Stadt. Wir entdecken das Büro einer der beiden in Kalkutta erscheinenden chinesischen Zeitungen. Fragen wir doch hier einmal nach, was Kalkutta bedeutet! Der freundliche Redakteur lädt uns zum Tee ein, indischer chai wohlgerichtet, den ein Muslim von der Straße bringt. "Wo gibt es das sonst? Tee für nur eine Rupie", antwortet der Chinese zu unserer Verwunderung. Auch das Gemüse sei billig und gut. Ihn ziehe es nicht weg, auch wenn die jungen Leute dächten, im Ausland scheinere der Mond runder. Ein Großteil der chinesischen Bevölkerung Kalkuttas ist emigriert, obwohl sich in Tängra, weit außerhalb im Südosten der Stadt, immer noch die Luft mit dem Ledergeruch aus den chinesischen Gerbereien füllt und die meisten Schuhgeschäfte der Bentinck Street in chinesischen Händen bleiben. Ihre Zeitungen drucken vor allem Familienanzeigen, häufig von Verwandten aus Kanada aufgegeben. Es gebe keine Probleme im Zusammenleben, fährt unser Gesprächspartner fort. Er spricht das südchinesische Hakka, ein wenig Mandarin, Englisch, wie die meisten Chinesen hier. Und mit den muslimischen Nachbarn in der Straße verständigt man sich auf Hindi. Bengali, die Landessprache, kann er nur schlecht, sie ist in weiten Teilen der Stadt unnötig geworden. Dennoch hat sich Kalkutta nie militant gegen den massiven Zuzug der Fremden gewehrt wie etwa Bombay - oder "Mumbai", wie sich die größte Stadt Indiens in Abwendung von ihrer kosmopolitisch-weltoffenen Geschichte inzwischen nennt. Billig und tolerant: Kalkutta ist eine gastfreundliche Stadt, auch mittellosen Neuankömmlingen gegenüber. Die einzigen ethnischen Spaltungen, die sich in blutigen Krawallen entladen, sind die unseligen

Hindu-Muslim-Gegensätze, die getrennte Wohnviertel für die beiden großen Religionsgemeinschaften geschaffen haben. 1946 stürzten sie die Stadt in ein Blutbad, und auch 1992, nach der Zerstörung der Babri-Moschee in Ayodhya, blieb Kalkutta von Ausschreitungen nicht verschont. Seit ihrer Gründung durch Job Charnock für die britische Ostindien-Gesellschaft im Jahre 1690 ist Kalkutta auf Immigranten angewiesen gewesen. Die Integrationsleistung, die die Stadt etwa 1947 mit der Aufnahme der Hindu-Flüchtlinge aus dem nahen Ost-Bengalen, dem heutigen Bangladesh, vollbracht hat, ist enorm gewesen.

Kalkutta ist auch eine Stadt der Gemeinschaft, des Gesprächs. Nachbarschaftsvereine tragen die Feiern zur Durga-Puja jeden Herbst. Es ist ein faszinierendes Erlebnis, sich durch die vollen Straßen spät in der Nacht an den hellerleuchteten Pändals, den Altären für die Göttin, vorbeitreiben zu lassen. Sie enthalten Statuen in grellen Farben, daneben dann ein buntes Lichtspiel aus Generator-betriebenen Glühbirnen: Die bengalische Kali in der Mitte, rechts blinkt Jesus am Kreuz, und links hat der tolerante Künstler eine Moschee konstruiert, vor der sich die Figur eines Gläubigen immer wieder verneigt.

Jeden Abend treffen sich die Bengalen zur adda, Gesprächszirkeln mit mehr oder weniger gewichtigen Themen. Oft geht es um Politik - Kalkutta ist auch berühmt als Schauplatz endloser Demonstrationen und gigantischer Versammlungen. Die Leidenschaft für die Veränderung, die Rebellion, die sich vom Widerstand gegen die erste Teilung Bengalens durch die Briten zu Beginn des Jahrhunderts bis zum "Naxaliten"-Aufstand zieht, paßt so gar nicht zum Bild der "Stadt der Freude". Die Naxaliten-Zeit der späten 60er und frühen 70er Jahre ist bis heute ein heikles Thema, weil die seit 1977 in Westbengalen unangefochten regierenden "marxistischen Kommunisten", die 'Communist Party of India-Marxist', die in der Praxis eine eher sozialdemokratische Politik betreiben, damals die blutige Unterdrückung der Linken mittrugen. Die Naxaliten waren und sind maoistisch inspirierte Kommunisten, die die radikale Rhetorik ihrer Elterngeneration ernster nahmen als diese. Die Naxaliten-Aufstände, in denen sich studentische Militanz in Kalkutta mit Bauernrevolten verbanden, kann man so zum Teil als Generationskonflikt in den städtischen Mittelschichten deuten. Daneben spielte der internationale Hintergrund, von den Studentenprotesten in Europa und Amerika bis hin zur chinesischen Kulturrevolution, eine wichtige Rolle. Kalkutta war auch damals am Puls der Zeit. Der bengalische Publizist und bekannteste Chroniker der Naxaliten-Bewegung, Sumanta Banerjee, weist schließlich darauf hin, daß sich in der Militanz vor allem ein Schuldgefühl der Großstadt-Intellektuellen ihrem armen Hinterland gegenüber ausdrückte. Die Spaltungen der indischen Gesellschaft, ihre aus der Kolonialzeit ererbten sozialen und Stadt-Land-Gegensätze, der oft losgelöste Status der in der Stadt aufgewachsenen Mittelschichten läßt sie oft nach radikalen Lösungen suchen, um die Trennungen zu überwinden. Günter Grass wird Kalkuttas Intellektuellen jedenfalls nicht gerecht, wenn er, ohne sich ernsthaft auf Gespräche einzulassen, durchblicken läßt, sie ignorierten die Armut um sich herum. Es ist nicht "falsch" was er schreibt - Tagebuch eines Kulturschocks.

In den letzten Jahren hat sich einiges am Bild von Kalkutta, das auch in Indien nicht immer das beste war, gewandelt. Das amerikanische Magazin



Kalkutta ist die einzige Stadt Indiens, in der noch handgezogene Rikshas verkehren (Foto: Walter Keller)

'Newsweek' wollte gar eine "Wiedergeburt" ausgemacht haben. Aber was wären wir ohne unsere hoffnungslosen Fälle? Flugs ernannte es Delhi zum "neuen Kalkutta". In der alten Rivalität mit der Hauptstadt Delhi (nach dem Motto: "wenn Delhi die größte Buchmesse Indiens hat, dann ist die in Kalkutta bestimmt die größte in Asien") kann die Kulturmetropole endlich auch in Sachen Lebensqualität im Alltag punkten. Während Delhis Elektrizitätsversorgung so grundsätzlich im Argen liegt, daß im Sommer sogar in den Vierteln der Reichen täglich für mehrere Stunden der Strom abgestellt wird, kommt es in Kalkutta kaum noch zum "load-shedding"; und wenn Delhis Neureiche genervt in ihren schmucken Maruti-Kleinwagen im Stau sitzen, freuen sich die Kalkuttaner doppelt über ihre U-Bahn. Sogar auf der altehrwürdigen Howrah Bridge fließt der Verkehr wieder, seitdem die museumsreife Straßenbahn verbannt wurde und die zweite Hooghly-Brücke (nach zugegebenermaßen jahrzehntelanger Bauzeit) fertiggestellt ist. Die kommunistische Landesregierung, der immerhin die Eindämmung der Landflucht gelungen ist, sah sich einer mehr und mehr unzufriedenen Stadtbevölkerung gegenüber und bemüht sich jetzt, das Stadtbild zu "modernisieren". Neue Vororte für die Reichen wie Salt Lake wurden erschlossen und machen Kalkutta auch für sie wieder attraktiv, wobei man ganz ungeniert mit Slogans wie "Come to the City of Joy" wirbt. Die in den letzten Monaten durchgesetzte Vertreibung der Straßenhändler, die auf ihren angestammten Plätzen im Zentrum den Verkehr immer mehr behinderten, stieß allerdings auf erbitterten Widerstand. Das zeigt, daß Kalkuttas Einstellung zur Armut eine andere ist als die, mit der Indira Gandhis Sohn Sanjay und andere

Slums aus den Vorzeige-Stadtteilen Neu-Delhis verbannt haben. Daß in Kalkutta Armut sichtbarer ist, bedeutet paradoxerweise, daß die Armen weniger verfolgt sind. Am deutlichsten ist das bei einem besonders verrufenen Symbol der Rückständigkeit zu sehen, den von Menschenhand gezogenen Rikshas im Stadtzentrum. Weil sich die Rikshawalas selbst am meisten dagegen wehren, ist es bisher niemandem gelungen, dieses unsinnige Verkehrsmittel abzuschaffen.

Schließt sich die Linksfront-Regierung also einerseits der Globalisierung- und Liberalisierungseuphorie an, um die Zukunft des Wirtschaftsstandorts Kalkutta zu sichern, hat die Stadt andererseits in ihren angestammten Domänen viel verloren. Die Universität Kalkutta hat (z.T. durch überzogene Politisierung) viel von ihrer Attraktivität eingebüßt, so daß es ein Großteil der bengalischen Wissenschaftler vorzieht, ausgerechnet in Delhi zu arbeiten, wo sich natürlich um so besser am Mythos der Heimatstadt stricken läßt. In Kalkuttas berühmtem Coffee House in der College Street, traditionell ein Treffpunkt linker Intellektueller der verschiedensten Schattierungen, trifft man heute auch schon mal Studenten, die laut über den schnellsten Weg nach Amerika nachsinnen.

Doch eins ist sicher: Sie werden Heimweh bekommen. Nach der Stadt mit all ihren so oft verklärten und verdammten Seiten, ihren klapprigen Straßenbahnen und überfüllten, engen Straßen, unzähligen Künstlern und Süßigkeitenhändlern, ihren Freunden und Diskussionsrunden, dem erbitterten Streit und der endlosen Gelassenheit, mit der Kalkutta all das erträgt, was man sich hier und anderswo ausgedacht hat.